

dtv

»Professor, 1933 aus Berlin zugez., Kinder 3–14 J., su. Hilfskraft, Umzug NYC. Kontakt Mitwisser, 22 Westerly.« – Was sich liest wie ein Telegramm, ist eine Annonce, und die achtzehnjährige Waise Rose Meadow bewirbt sich. Professor Mitwisser aus Berlin ist, wie sie bald feststellen kann, ziemlich knauserig. Von seiner Frau Elsa war in dem Inserat nicht die Rede – womöglich hatte er sie vergessen. Der Haushalt ist chaotisch. Eben noch zur Elite gehörend, sind die Mitwissers über Nacht zu Flüchtlingen geworden. Rose, Mädchen für alles und ebenfalls heimatlos, besitzt, was für verlorene Existenzen typisch ist: Empfindsamkeit und eine scharfe Beobachtungsgabe. Sie ist es, die uns dieses Haus der verschlossenen Türen und der stummen Mäuler aufschließt, uns Einblick gewährt in die verstörten Seelen dieser Emigranten, uns verstehen läßt, worum es Ozick geht: daß das Glück nicht abhängt von Äußerlichkeiten, daß das Wichtigste ist, »sich selbst zu finden und anderen zu helfen, das gleiche zu tun«. (Sabine Brandt in der ›Frankfurter Allgemeinen Zeitung‹)

Cynthia Ozick, als Tochter jüdischer Einwanderer aus Rußland 1928 in New York geboren und in der Bronx aufgewachsen, gilt als die wichtigste amerikanisch-jüdische Schriftstellerin der Gegenwart. Ihr Werk – Romane, Erzählungen und Essays – wurde weltweit in dreizehn Sprachen übersetzt und vielfach ausgezeichnet. Ozick lebt heute in Westchester Country, New York.

Cynthia Ozick

Der ferne Glanz der Welt

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Irene Rumler

Deutscher Taschenbuch Verlag

Juli 2007
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»Heir to the Glimmering World« bei Houghton Mifflin Company, New York.

Copyright © 2004 by Cynthia Ozick

Copyright für die deutsche Ausgabe:

© Pendo Verlag GmbH & Co. KG, München und Zürich, Oktober 2005

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Claudia Danners

unter Verwendung eines Fotos von Corbis/Bettmann

Gesetzt aus Sabon Next

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13577-1

Das Fehlen der Vorstellungskraft
mußte man sich erst vorstellen.

Wallace Stevens, *The Plain Sense of Things*

Die Welt indes ist voller Deuter ...
Und so erhebt sich die Frage, weshalb wir
lieber deuten, als es zu unterlassen.

Frank Kermode, *The Man in the Macintosh*

I

Im Jahr 1935, mit knapp achtzehn Jahren, kam ich in den Haushalt von Rudolf Mitwisser, dem Gelehrten des Karäertums. Damals hatte ich keine Ahnung, was »der Gelehrte des Karäertums« bedeutete, noch weshalb es »der« statt »ein« heißen mußte. Klar war mir lediglich, daß dieser Mann der Vater zahlreicher Kinder sein mußte und daß er vor zwei Jahren aus Deutschland gekommen war. Dies entnahm ich der Anzeige im Albany *Star*:

Professor, 1933 aus Berlin zugez., Kinder 3–14 J.,
su. Hilfskraft, Umzug NYC. Kontakt: Mitwisser,
22 Westerley.

Es las sich wie ein Telegramm; Professor Mitwisser war, wie ich bald feststellen sollte, äußerst knausrig. Von Elsa, seiner Frau, war in dem Inserat nicht die Rede. Womöglich hatte er sie vergessen.

In meinem Bewerbungsbrief schrieb ich, ich sei bereit, nach New York zu gehen, wenngleich aus der Annonce im *Star* nicht hervorging, welche Art von Hilfe benötigt wurde. Da auch das Alter eines Kleinkindes angegeben war, brauchte man vielleicht ein Kindermädchen. Ich schrieb, daß ich die Stelle als Kindermädchen gern annehmen würde.

Schließlich war es Elsa, nicht Mitwisser, die das Bewerbungsgespräch anfangs führte – auch wenn sie, wie sich herausstellte, nicht dafür zuständig war. In dieser Familie war sie überhaupt für recht wenig zuständig. Ich fuhr mit dem Bus bis zu einer Kreuzung, an der sich eine Ansammlung kleiner, schäbiger Läden befand – ein Krämer, ein Schuster, eine Reinigung und, unter einer zerrissenen Markise, ein schwach erleuchteter Coffee

Shop, aus dem es widerlich nach verdorbenem fritiertem Essen stank. Die Auslagen all dieser Geschäfte waren blind vor Schmutz. Die Tankstelle auf der anderen Straßenseite war längst nicht mehr in Betrieb. Mehrere große Hunde scharrtten über das ölgeschwärzte Pflaster und hoben ihre Hinterbeine an den rostigen Tanksäulen.

Zu der in der Anzeige angegebenen Adresse gelangte ich auf schmalen, alten Gehwegen, vorbei an schmalbrüstigen, alten Häusern in dem Stil, den ich mittlerweile als typisch für Albany empfand: teils Hudson-Gotik, teils holländische Siedler. Aber vor allem alt. Über sämtlichen Haustüren gab es bogenförmige Buntglaseinsätze. Die Lampen in den Räumen dahinter, die matt violett und bernsteinfarben durch die bleigefärbten Segmente der farbigen Glasscheiben glommen, sperrten mich aus. Ich mußte an Lebewesen unter der Erde denken, denen das Licht verwehrt blieb. Es war November, und schon setzte die frühe Dämmerung ein.

Frau Mitwisser führte mich in einen winzigen Salon, in dem es so düster war, daß ich eine Weile brauchte, bis sich ihr Gesicht, klein und verängstigt wie das eines Maulwurfs, schwach abzeichnete. »Verzeihung«, sagte sie, »aber Rudi wünscht nicht Verschwendung von Elektrizität. Wir haben nicht sehr viel Geld. Wir können nicht viel zahlen. Das Essen und ein Bett und nicht sehr viele Dollars.« Sie hielt inne; ihre Augenlider wirkten geschwollen. »Der Hauslehrer für meine Söhne ... es war ... Nächstenliebe, verstehen Sie? Und auch die Betten, die Bettwäsche ...«

Sie war die personifizierte Entschuldigung; ihre hängenden Schultern, die nervösen Hände, die um ihren Mund flatterten oder in die Luft nach einem nicht vorhandenen Seil griffen, das sie außer Sichtweite befördern würde. Hilflos, aber in gewisser Weise auch schlau kehrte sie unser beider Rollen um – sie diejenige, die an mein Mitgefühl appellierte, ich in der Position, es zu verweigern. Es fiel mir schwer, die spitzlippigen Umlaute zu verstehen, mit denen ihre Vokale durchsetzt waren, und ihre kehlig schnarrende Stimme war mit so stacheligen Konsonanten

gespickt, daß ich leicht zusammenzuckte. Sie bemerkte es und entschuldigte sich sogleich.

»Verzeihung«, sagte sie noch einmal. »Es gibt viel Schwierigkeit mit meinem Akzent. In meinem Alter die Sprache wechseln ist nicht sehr leicht. Sie werden sehen bei meinem Mann den großen Unterschied. In seiner Jugend er hat vier Jahre studiert an der Universität Cambridge in England, er ist wie ein Engländer. Sie werden sehen. Aber ich ... ich habe nicht die – *wie nennt man das?* – die richtige Sprechweise.«

Das letzte Wort wurde von einem donnernden Schlag über uns zertrümmert. Ich schaute nach oben: Würde uns gleich die Decke auf den Kopf fallen? Ein zweiter Schlag. Ein dritter.

»Die Großen«, sagte Frau Mitwisser. »Sie machen ein Spiel, sie springen vom ... wie heißt das hier ... vom *Kleiderschrank*. Ich sage jeden Tag nein, aber trotzdem sie springen.«

Das gab mir die Möglichkeit, auf unsere geschäftliche Angelegenheit zurückzukommen. »Und die Kleinen?« fragte ich. »Brauchen Sie für die eine Hilfe?«

Im Dunkeln nahm ich kurz ihre verwirrte Miene wahr. Es war, als flehte sie die Finsternis geradezu herbei.

»Nein, nein, wir gehen nach New York, damit Rudi nahe zu der großen Bibliothek ist. Hier gibt es sehr wenig für ihn. Der Aufsichtsrat war so freundlich, uns dieses Haus zu geben, und auch er hat die Arbeit am College möglich gemacht, aber nun ist genug, Rudi muß nach New York gehen.«

Ein ohrenbetäubendes Krachen über uns. Staubfeiner Verputz rieselte auf meinen Ärmel.

»Verzeihung«, sagte Frau Mitwisser. »Besser, ich gehe jetzt hinauf, *nicht wahr?*«

Sie lief aus dem Salon und ließ mich allein in der Dunkelheit zurück. Ich knöpfte meinen Mantel zu; anscheinend war das Gespräch beendet. Ich hatte so gut wie nichts verstanden. Wenn sie kein Kindermädchen brauchten, was wollten sie dann? Und wenn sie einen Hauslehrer hatten, was war aus dem geworden? Hatten sie zuwenig Lohn gezahlt, um ihn zu halten? Einem

zornigen Impuls gehorchend, knipste ich eine Lampe an; die schwache Glühbirne warf einen dürrtigen Lichtfleck auf einen fadenscheinigen Teppich. Aus dem Zustand des Sofas und eines Lehnssessels, beide völlig abgewetzt, schloß ich, daß »die Großen« für gewöhnlich auch über die Möbel hier unten herfielen – oder daß das Mobiliar vom Trödler ein Zeichen für Verarmung war. Über einem zerschrammten kleinen Couchtisch lag ein Wollschal, und darauf stand, in einem schweren, mit getriebenen Blüten verzierten Silberrahmen, ein Foto, handkoloriert – in würdevoller Pose, umgeben von einer Aura unerklärlicher Fremdheit, eine dunkelhaarige junge Frau in einem hochgeschlossenen Kleid, die neben einer ungewöhnlich großen Pflanze saß. Die Blätter der Pflanze waren lanzenförmig, gezackt und in einem ursprünglich wohl natürlich wirkenden Grün angemalt, das zu schlammigem Graubraun verblaßt war. Die Pflanze wuchs aus einem großen Steinkübel, den ein Relief zierte: Gesicht und Flügel eines Cherubs.

Ich knipste die Lampe aus und ging auf die Haustür mit dem Buntglaseinsatz zu, und fast stand ich schon auf dem Bürgersteig (inzwischen war es draußen stockdunkel), als ich jemanden rufen hörte: »Fräulein! Sie da! Kommen Sie zurück!«

Eine dunkle, riesenhafte Gestalt stand im unbeleuchteten Eingang. Die fremdsprachigen Silben – »Fräulein«, einfach so auf die Straße hinausgeschrien – stießen mich ab. Schon jetzt war mir die Fremdartigkeit dieses Hauses zuwider: Elsa Mitwissers ungelenkes, grollendes Englisch, die elitäre Feierlichkeit des Silberrahmens und seiner Fotografie, die behelfsmäßige Wohnzimmer Einrichtung aus zweiter Hand. Diese Menschen waren Flüchtlinge; alles an ihnen würde wohl oder übel behelfsmäßig sein, provisorisch, voller Groll. Ich wäre auf der Stelle nach Hause gegangen, hätte es ein Zuhause für mich gegeben, aber es war offensichtlich, daß mein Cousin Bertram mich nicht gern länger bei sich haben wollte. Ich war selbst eine Art Flüchtling.

(Als ich es ein paar Wochen später wagte, Anneliese gegenüber diesen Gedanken auszusprechen – »Manchmal fühle ich

mich selbst wie ein Flüchtling« –, warf sie mir einen zutiefst verächtlichen Blick zu.)

Wie ein Hund, nach dem man gepfiffen hatte, folgte ich dem Riesen wieder ins Haus.

»Jetzt haben wir Licht«, sagte er, in einem derart gebieterischen, gottgleichen Ton, daß er ebensogut mit dröhnender Stimme »Es werde Licht« zu Anbeginn der Welt hätte sagen können. Er machte sich an der Lampe zu schaffen. Wieder erschien der mattgelbe Lichtfleck auf dem Teppich und sickerte durch den Raum. »Um die Finsternis zu vertreiben, ja? Unsere Lebensumstände waren auch finster. Sie sind nicht sonderlich behaglich. Meine nervöse Elsa haben Sie ja schon gesehen. Und deshalb überläßt sie es mir, das Gespräch zu Ende zu führen.«

Er hätte nicht weiter davon entfernt sein können, mich an einen Engländer zu erinnern. Obwohl er flüssig und gewandt sprach (ungleich gewandter als seine Frau), war er ein Deutscher – schwerfällig und unverkennbar deutsch. Mein Brief befand sich in seinen Händen: riesengroßen Händen mit großen, plattgedrückten Daumen und derben Nägeln, merkwürdig bucklig und rissig, die eher zu einem Maschinenschlosser gepaßt hätten als zu einem Gelehrten. Bei der kümmerlichen Beleuchtung (fünfundzwanzig Watt vermutlich) wirkte er weniger riesenhaft als die gewaltige Gestalt in der Tür, die mich von der Straße zurückgerufen hatte. Aber ich spürte eine Kraft, spürte, daß dieser Mann es gewohnt war, anderen seine Konditionen zu diktieren.

»Meine erste Bedingung ist«, sagte Mitwisser, »daß Sie über die Freiheit verfügen, diese Stadt zu verlassen.«

»Die habe ich«, sagte ich. »Ich würde gern weggehen.«

»Hier geht es um das, was *ich* gerne möchte. Und ich möchte gern einen gewissen Einsatz für ... ich will nicht sagen Ideen. Aber Sie müssen in der Lage sein zu begreifen, was ich von Ihnen verlange.«

»Ich war fast ein Jahr auf dem College.«

»Das ist weniger als unser *Gymnasium*. Was soll der Unfug mit dem Kindermädchen, von dem Sie da schreiben? Wie darf ich diese Antwort verstehen?«

»Nun ja, in der Anzeige war von Kindern die Rede, also dachte ich ...«

»Sie haben gedacht. Sie sollten wissen, daß meine Arbeit just mit dem Widerstand gegen die Anmaßung allgemein anerkannter Interpretation zu tun hat. Anerkannte Interpretation ist recht häufig schlicht ein Irrtum. Warum soll ich nicht überall meine Kinder erwähnen? Es gibt keinen Zusammenhang und keinerlei Beziehung, in denen sie keine Rolle spielen. Deshalb werden sich Ihre Pflichten zuweilen auch auf sie erstrecken, aber in erster Linie stehen Sie mir zu Diensten. Und Sie werden sich Mühe geben, meine arme Frau nicht zu beunruhigen.«

Wie es aussah, war ich eingestellt, auch wenn ich immer noch nicht wußte, wofür.

Erst sehr viel später vertraute Anneliese mir an, daß es (selbst in dieser Zeit drastischer Arbeitslosigkeit) keine andere Bewerberin gegeben hatte.

2

Mein Vater hatte die Angewohnheit, den Leuten zu erzählen, meine Mutter sei im Kindbett gestorben, was sich nach neunzehntem Jahrhundert und tragischem Verlust anhörte. Das behauptete er, um die, wie er selbst zugab, Seichtheit seiner väterlichen Hingabe zu rechtfertigen. »Die Seichtheit meiner väterlichen Hingabe« – genauso drückte er sich aus. Er gab einiges (wenn auch nicht übermäßig viel) auf die Meinung seiner Kollegen und Bekannten und erging sich gern in scharfer Selbstkritik, um, wie er hoffte, deren Mißbilligung im Keim zu ersticken. Seine Absicht war es, sich selbst sogleich und als erster zu verurteilen. Für ihn war das eine Art Entlastung.

Niemand verurteilte ihn, niemand schenkte ihm viel Beachtung. Mein Vater hatte, soweit ich feststellen konnte, keine Freunde. Meiner Ansicht nach lag es daran, daß er zu viel redete, zu weit ausholte und fabulierte und sich selbst stets in übertrieben gutes Licht rückte. Er erzählte so viele Geschichten, daß er nach einiger Zeit die Tatsachen vergaß, auf denen seine pessimistischen Märchen fußten. Es war sogar denkbar, daß er sich tatsächlich einbildete, meine Mutter am Tag meiner Geburten verloren zu haben, während ich in Wirklichkeit fast drei Jahre alt war, als sie an Leukämie starb. Ich kann mich noch verschwommen daran erinnern, daß sie auf dem Sofa lag und meine Stoffpuppe in der Hand hielt – oder vielleicht war es auch nur ein Taschentuch. Jahre späterklärte mich Lena, eine von unseren vielen Haushälterinnen, über die langwierige Krankheit meiner Mutter auf.

Natürlich war es mein Vater, der von »unseren vielen Haushälterinnen« sprach. Meist handelte es sich um Frauen aus der Nachbarschaft, die unsere schmutzige Wäsche abholten, sie in

ihren Waschküchen im Keller auf dem Waschbrett schrubbten und bei sich zum Trocknen auf die Leine hängten. Manchmal brachte die eine oder andere dieser Frauen auch eine warme Mahlzeit vorbei und wischte dann den Boden im Badezimmer oder wechselte die Bettwäsche, während mein Vater und ich beim Abendessen saßen. Das alles geschah planlos und unregelmäßig. Die Frauen bekamen wenig Geld dafür, denn mein Vater bevorzugte Tauschgeschäfte. Er unterrichtete Algebra und Geometrie an der High-School und bot als Gegenleistung für eine Ladung schmutziger Wäsche oder zwei Abendessen nacheinander meist eine Nachhilfestunde für einen Schüler an. Unordnung war der Normalzustand in unserem Leben – Unordnung und die großspurigen Reden meines Vaters. Als einmal im Postamt ein Mann, der neben meinem Vater stand und Briefmarken kaufte, ein Gespräch anfang und ihn fragte, womit er seinen Lebensunterhalt verdiene, antwortete mein Vater: »Ich bin Mathematikprofessor. Habe in Yale promoviert.« Dabei hatte er gar keinen Dokortitel und war nie in New Haven gewesen; aber er träumte gern laut. Normalerweise waren Flunkereien dieser Art harmlos und bald wieder vergessen, aber der Mann im Postamt entpuppte sich als Onkel eines der Schüler meines Vaters; die beiden Männer trafen sich bei einer Schulveranstaltung wieder, und mein Vater war bloßgestellt. Ich litt unter diesen ständigen Peinlichkeiten, aber am meisten bedrückten mich die Verhandlungen mit den Nachbarinnen. Niemand, den ich kannte, lebte in solcher Unordnung und Abhängigkeit. Mein Vater war unfähig, seine Socken zu waschen oder Kartoffeln zu kochen. Wenn niemand greifbar war, der uns half – in der Weihnachtszeit zum Beispiel –, aßen wir fast eine Woche lang trockene Haferflocken.

Trotz Anfällen von Scham oder Verwirrung empfand ich dieses Versorgungssystem – oder vielmehr den Mangel an System – nicht als übermäßig demütigend – bis zu dem Abend vor meinem elften Geburtstag, als mir mein Vater ganz untypischerweise eine Überraschung in Aussicht stellte. Das war sehr ungewöhn-

lich, denn sonst war mein Geburtstag immer Anlaß für eine lange, trübsinnige Tirade. »Heute vor acht Jahren«, sagte mein Vater dann, »ist Jenny von mir gegangen.« Und im nächsten Jahr: »Heute vor neun Jahren«, und so weiter. So war es meine ganze frühe Kindheit hindurch gewesen.

»Morgen sind es elf Jahre«, begann er an diesem Abend, »daß ich meine Jenny verloren habe.«

Aber diesmal war ich darauf vorbereitet, ihm zu widersprechen.

»Lena hat mir gesagt, daß sie nicht wegen mir gestorben ist, sondern erst später. An Leukämie. Lena hat gesagt, Leukämie ist ein Krebs, der ins Blut geht.«

»Das hat Lena dir gesagt? Wann denn?«

»Letzte Woche. Als sie die Wäsche zurückgebracht hat.«

»Du solltest keiner dieser Frauen was glauben«, sagte mein Vater. »Und der da schon gar nicht.«

»Ich meine, ich kann mich noch dunkel an sie erinnern – an meine Mutter. Sie lag auf dem Sofa. Ich glaube, daran erinnere ich mich. Sie lag da drüben«, sagte ich.

»Du erinnerst dich an meine Frau?« Mein Vater fixierte mich; sein kahler Schädel lief rot an. »Das ist unmöglich. Sie hatte gerade entbunden. Sie hat auf dem Sofa entbunden, bevor der Arzt kam. Du solltest nicht auf diese dumme Hexe hören. Das sind lauter unehrliche Menschen, das sehe ich laufend an ihren Kindern. Sie mogeln sich durch, sie haben keinen Verstand und sie bestechen einen, damit man ja beide Augen zudrückt. Wenn ich es mir leisten könnte, würde ich dieser gottverdammten Straße den Rücken kehren, ich würde aus dieser gottverdammten, armseligen Stadt wegziehen.«

Selbst wenn ich mit betroffen war, sagte mein Vater nie »wir«.

»Ich hätte so gern eine Geburtstagsfeier«, beklagte ich mich. »Alle anderen in meiner Klasse bekommen eine.«

Und daraufhin versprach mein Vater mir eine Überraschung, wann genau, wisse er noch nicht; jedenfalls hing sie davon ab, daß ich noch am selben Abend einen Packen Papiere zu Lena

brachte, die ein paar Häuser weiter wohnte, und ihr Bescheid sagte, daß ich Geburtstag hatte.

»Richte ihr aus, die Sachen werden ihrem Jungen morgen bei der Schulaufgabe helfen«, sagte er.

Es war mir zuwider, Lenas Haus zu betreten; die Zimmer rochen nach Katzendreck. Lena hatte zwei Söhne; der jüngere trug Knickerbocker aus Cordsamt, und auch die rochen nach Katzendreck. Timmy, der ältere, hatte bei meinem Vater Geometrieunterricht. Er rackerte sich ab, begriff aber nur langsam. Als Entlohnung dafür, daß Lena sich um unsere Wäsche kümmerte, gab mein Vater ihm hin und wieder Nachhilfeunterricht.

Ein oder zwei Tage später kam meine Überraschung. »Überraschung« war ein eigenartiges Wort aus dem Mund meines Vaters; es hingte sich mit einem ironischen Klacken zwischen seine Zähne. Die Überraschung war ein bröseliger Kuchen mit urin-gelbem Zuckerguß, so windschief wie ein eingefallener Schup-pen, und der künstliche Zitronenguß war so sauer, daß er auf der Zunge brannte.

»Der Mensch lebt nicht vom Brot allein«, sagte mein Vater. »Ist er nicht schön? Lena hat ihn für dich gebacken, und Timmy brachte ihn rüber, während du noch geschlafen hast. Nicht daß der Bursche große Lust dazu gehabt hätte.«

»Er ist nicht schön. Das ist überhaupt keine Überraschung. Er ist abscheulich«, sagte ich.

Und da sagte er mir, daß das Päckchen, mit dem er mich zu Lena geschickt hatte, eine vollständige Halbjahresprüfung in Geometrie enthielt: sämtliche Fragen und sämtliche Antworten. Aber sie waren zu nichts nütze. Es waren nicht die Aufgaben, die er am folgenden Tag zu stellen beabsichtigte, sondern die aus dem vergangenen Jahr.

Der Kuchen thronte noch immer auf dem Tisch, als Lena durch die Hintertür hereinstürmte.

»Das haben Sie absichtlich gemacht!« kreischte sie. »Sie haben die falschen Aufgaben rübergeschickt, und mein Junge hat sich vier Stunden lang den Kopf drüber zerbrochen, und dabei

haben Sie die ganze Zeit gewußt, daß es die falschen Aufgaben sind!«

»Nun mal langsam«, sagte mein Vater. »Die falschen Aufgaben, wovon reden Sie eigentlich?«

»Wie soll er die lösen können, wo Sie ihnen doch in der Schule ganz andere gegeben haben? Sie haben ihm die falschen gegeben! Sie sind schuld, daß mein Junge alles versaut hat! Sehen Sie das?« Sie stieß ihren Finger in die weiche, schiefe gelbe Kuchenmasse. »Damit Ihr Kind eine Ahnung davon kriegt, was Sie meinem angetan haben.«

»Nun mal langsam«, sagte mein Vater noch einmal. Die pädagogische Wiederholung war typisch für ihn; sie hatte etwas Hinterlistiges an sich. »Zur Übung alte Prüfungsaufgaben zu lösen ist äußerst nützlich und wird allgemein empfohlen. Übung macht den Meister, nicht wahr?« Ein verschlagenes Funkeln stahl sich in seinen Blick. »Sie haben doch wohl nicht von mir erwartet, daß ich mich und meinen Berufsstand entehre, oder? Sie haben doch nicht von mir erwartet, daß ich Ihrem Sohn die Aufgaben für eine Prüfung im voraus aushändige, oder?«

Aber ich sah ihr an, daß sie genau das erwartet hatte; sie hatte fest damit gerechnet, und genau darauf hatte mein Vater spekuliert. Sie waren Handelspartner. Das war die Grundlage ihres Tauschgeschäfts – Wert und Gegenwert. Aber mein Vater hatte seinen Teil der Abmachung nicht erfüllt. Er hatte ihn nicht erfüllt, um Lena dafür zu bestrafen, daß sie das Sterbedatum meiner Mutter bestritten hatte. Und sie bestrafte meinen Vater für den Verrat an ihrem Sohn damit, daß sie diesen Abklatsch von einem Kuchen zusammengemanscht hatte. War er nicht der Lehrer und Helfer ihres Sohnes? Hätte er nicht tun sollen, was ein Mann, dessen Unterwäsche sie schrubbte, dessen Toiletenschüssel sie säuberte, anständigerweise getan hätte?

Lena hatte meinen Kuchen mit Absicht unansehnlich und ungenießbar gemacht. Und mein Vater hatte ihren Sohn mit Absicht in die Irre geführt.

Es war nicht verwunderlich, daß ich die Sache durchschaute, denn ich kannte meinen Vater. Die Erkenntnis kam schlagartig – wie lächerlich und boshaft, wie erbärmlich und kleinlich das alles war: eine einfältige, rachsüchtige Frau, ihr unzulänglicher Sohn, die winzigen, grotesken Schachzüge meines Vaters; und dazu unser Haushalt, unser unfruchtbarer, beschränkter kleiner Kosmos. Eine von außen kommende Empfindung, greifbar und hauchfein, legte sich plötzlich wie ein Gespinnst über mich. Es war, als hätte ich mich in einem Fischernetz verfangen und wäre aus einem zähflüssigen Meer gezogen worden. Von da an schaffte ich es, mich meinem Vater in fast jeder Hinsicht zu widersetzen.

Anfangs nahm mein Widerstand die Form wild entschlossener Häuslichkeit an. Ich war alt genug, um die Wäsche zu waschen und das Haus zu putzen, und nachmittags nach der Schule brachte ich mir selbst ein Repertoire an einfachen Gerichten bei. Fleisch durfte ich nicht anrühren, da mein Vater vor langer Zeit erklärt hatte, wir seien Vegetarier. Aber ich begann, Ordnung zu schaffen; mein Ziel war es, diese Frauen loszuwerden. Ich kratzte die uralte Fettschicht aus dem Backofen. Ich stieg auf einen Stuhl und strich sämtliche Küchenborde. Ich kaufte umsichtig ein und hortete Pennys. Der Lebensmittelhändler, der mich mit Namen kannte und mir oft umsonst einen Korb voll aussortiertem Gemüse gab, das noch genießbar, aber nicht mehr gut zu verkaufen war, rief eines Tages: »Aus dir wird ja ein richtig pfiffiges kleines Ding, Rosie!«

Ich selbst fand mich nicht pfiffig. Ich fand mich penibel, ja pingelig. Ich hatte mich in eine besessene Perfektionistin verwandelt. Ich lebte nach einem rigiden Stundenplan: Schule, Hausaufgaben, Abendessen, und dann bügelte ich, manchmal bis Mitternacht, die Hemden meines Vaters. Mein Vater hatte zu unserem veränderten Lebensstil wenig zu sagen. Wenn ich ihn um Geld für Lebensmittel bat, gab er mir schweigend seine Börse und ließ mich herausnehmen, was ich brauchte.

Diese strenge Fassade verdeckte meine Manieriertheiten, die Tonlage meiner Stimme und sogar meine im Takt daherkom-

menden Sätze. Ich nahm die Schreibmaschine meines Vaters an mich, übte mit Hilfe eines Handbuchs und wurde eine wahre Meisterin; ich war verliebt in die systematisch in Reihen angeordneten Buchstaben. Damals las ich gerade *Jane Eyre* und bewunderte den Ernst und die Unabhängigkeit ihres tristen Waisendaseins. Der Versuch, selbst ernst und unabhängig zu werden, war eine Möglichkeit, der wilden Phantasie meines Vaters zu entrinnen. Mein Ziel war absolute Geradlinigkeit; sie machte mich spröde und selbstgefällig. Ich bekämpfte das Chaos und strebte nach Symmetrie, Regelmäßigkeit und Schicklichkeit.

Doch bald erkannte ich, daß ich zwar im Haushalt für Ordnung sorgen, nicht aber Ordnung in die Gedanken meines Vaters bringen konnte. Eines Abends im Winter klingelte ohne jede Vorwarnung der Schuldirektor an der Haustür und trat, Schnee verspritzend, ein.

»Also, Jack«, sagte er zu meinem Vater, »was soll diese Geschichte mit Euklid und den Hebräern?«

»Wir bezeichnen das Mittelmeer als Meer«, sagte mein Vater, »und das klingt, als wäre es unüberwindbar. Man sollte es lieber als Tümpel ansehen, nicht wahr?« Er schlug seinen ausgesprochen heiteren Unterrichtston an. »In grauer Vorzeit fuhren die alten Segelschiffe jahrein, jahraus in alle Richtungen hin und her, beladen mit mehr Handelsgütern ...«

»Was zum Kuckuck haben Sie Ihrer Geometrieklasse heute morgen um elf gesagt?« brüllte der Direktor.

In sanftem Ton fuhr mein Vater fort: »Ich habe gesagt, daß man damals nicht nur mit Waren gehandelt hat, sondern auch mit Wissen, Information und Bildung.«

»Sie haben gesagt, daß König Salomon die Geometrie erfunden hat! Sie haben gesagt, daß Euklid sein Wissen von den Hebräern hatte! Von König Salomon!«

»Das ist durchaus möglich«, sagte mein Vater. Er war in seinem Element. Er hatte eine hohe Meinung von sich, und er erwartete Bewunderung, wenn schon nicht Zustimmung. »Alle

möglichen Vorstellungen sind über den Tümpel gekommen. Freilich können wir nicht ganz sicher sein, was den Zeitpunkt betrifft ...«

»Halten Sie sich an das Lehrbuch! Halten Sie sich an die angegebenen Aufgaben! Halten Sie sich an den Satz des Pythagoras! Wenn Sie sich noch einmal so etwas erlauben, Jack, sind Sie Ihre Stelle los, das kann ich Ihnen versprechen.«

Diese Unterredung fand im »Arbeitszimmer« meines Vaters statt – Schreibtisch und Stuhl in einer Ecke der Diele. Ich zog mich in die Küche zurück, verkroch mich außer Sichtweite. Ich hatte eine Heidenangst. Was, wenn mein Vater wirklich entlassen würde? Wie sollten wir überleben? Es kam mir vor, als würde er zunehmend leichtsinniger.

Drei Jahre später wurde er entlassen. König Salomon hatte nichts damit zu tun. Damals war ich vierzehn (»Vierzehn Jahre, seit meine Jenny von mir gegangen ist«) und hatte das zweite Jahr in der High-School fast abgeschlossen. Die Schande traf uns beide. Unsere Schule, Thrace Central Hill, war klein. Sie war nur für unsere Stadt da und für ein paar Schüler von den aufgegebenen Farmen im Umland, deren alte, verlassene Scheunen auf vielen Hektar brachliegendem, von Unkraut überwuchertem Ackerland verfielen. Die meisten Farmer und ihre Familien waren längst fortgezogen. Syracuse lag nördlich von uns, Troy östlich, Carthage im Westen. Unser schäbiges Thrace mit seiner tristen Main Street war von diesen nördlichen Provinzstädtchen mit den vornehmen Namen das ärmlichste. Die anderen hatten mehr Glück: Syracuse hatte seine Universität, Troy seine Hemenindustrie, Carthage seine Bonbonfabrik. Thrace hatte nichts von Bedeutung, nur arbeitslose Männer oder mutlos gewordene Familien, die sich auf dem Absprung nach Albany befanden, um dort Arbeit zu suchen. Die meisten Jungen hier schafften nicht mehr als zwei Jahre High-School; die Mädchen kamen weiter. Das ärgerte meinen Vater. Er behauptete, obwohl Mädchen dazu geboren seien, sich zu vermehren, seien sie nicht in der Lage zu multiplizieren; ich war für ihn das beste Beispiel.